Über Fakultäten,

deren Vereinigung und Trennung.

Über

Fakultäten,

deren Vereinigung und Trennung.

Antwort auf die Festrede von Felix Klein
„Über die Aufgaben und die Zukunft der Philosophischen Fakultät".

Von

Gustav Cohn.

Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. XXIX. 1.

Leipzig 1905,
Verlag von Duncker & Humblot.

371
C66u

Den Göttinger Freunden

als Neujahrsblatt

gewidmet.

In der jetzigen Zeit soll niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgültig.

Goethe's nachgelassene Werke. 9. Band. 1833.

30221

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/uberfakultatende00cohn

I.

In diesem Jahrbuche hat Wilhelm Hasbach vor mehreren Jahren (1899, S. 139—171) über „Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät" sich geäußert, als den damals an die Öffentlichkeit gelangten Plan des preußischen Kultusministeriums, die Nationalökonomie mit der Jurisprudenz in einer gemeinsamen Fakultät zu vereinigen — nach dem Vorbilde zahlreicher Universitäten des deutschen auch des nichtdeutschen Auslandes (Zürich, Bern, Wien, Prag, Graz, Innsbruck, Czernowitz, Frankreich, Rußland) und teilweise des deutschen Inlandes (Straßburg, Würzburg, Freiburg). Der Plan ist unterdessen in Preußen selber zur Ausführung gekommen in einem Falle, wo die äußeren Umstände einer solchen Neubildung ebenso günstig waren, wie in Straßburg, wo man nämlich tabula rasa hatte — in Münster bei der Neubegründung der dortigen Rechtsfakultät.

Hasbach wandte sich gegen diesen Plan erstens in einer Polemik gegen einen Artikel der „Grenzboten", zweitens in einer Auseinandersetzung mit Roscher und anderen Gelehrten über das Verhältnis der Rechtswissenschaft zur Wirtschaftswissenschaft. Die Polemik gegen den Artikel der „Grenzboten" wählte insofern keinen ganz unwürdigen Gegner zur Bekämpfung, weil in denselben Tagen der damalige Unterrichtsminister Preußens im Abgeordnetenhause und im Herrenhause ähnliche Ansichten über den eigenartigen Zweck jenes Reformplanes aussprach, ja vielleicht — bei seinen später hervorgetretenen Beziehungen zu demselben Blatte — der Autor oder Inspirator des Artikels war. Der Zweck war der einer Versetzung unseres Faches in die Rechtsfakultät als in eine sozialpolitische Korrektionsanstalt für Kathedersozialisten. Der äußere Antrieb lag in einer Situation unserer preußischen Universitätsverwaltung, da diese unangemessener sozialer Einflüsse sich nur mühsam zu erwehren

wußte und denselben in der Berufung von Strafprofessoren und in Projekten zur Besserung der vorhandenen Professoren nachgab. Aus den Juristenfakultäten kam gelegentlich ein lehrreicher Widerhall, wenn etwa ein ehrwürdiger Veteran, der als Gelehrter und als Lehrer sich seit langen Jahren zur Ruhe gesetzt und sich als Altenteil die Verteidigung der Fakultätsrechte vorbehalten hatte, einigen unserer Fachgenossen sein Wohlwollen bekundete mit der schmeichelhaften Versicherung, daß er gegen sie persönlich als ungefährliche Leute nichts einzuwenden habe, aber gegen viele andere desto mehr. Im allgemeinen zeigte sich, daß die Juristenfakultäten dem Plane abgeneigt waren. Und mit Recht. Denn der Beruf des Korrektors ist ebenso unbehaglich wie der Beruf des Korrigenden.

Im gegenwärtigen Augenblicke, da jene Episode längst vorübergegangen ist, da der Minister, der solche Absichten hegte, bereits vergessen ist, und seine Pläne in den Akten ruhen, um von einem künftigen Forscher der preußischen Verwaltungsgeschichte ausgegraben und dann erst in das wahre Licht gesetzt zu werden — im gegenwärtigen Augenblicke fällt es unser einem schwer, dieselben einer Kritik zu würdigen. Es kennzeichnet sie obenein, daß derjenige Mann in der preußischen Unterrichtsverwaltung, der für unsere Universitäten eine erheblichere und namentlich dauerhaftere Persönlichkeit ist als die schnell einander ablösenden Minister, daß dieser Mann viel zu gescheit ist, um solch' einen Plan jemals ernsthaft genommen zu haben. Was wurde den Vertretern unseres Faches zugemutet? Zwingen wollte man sie nicht, in die Juristenfakultäten einzutreten, gar unter dem Drucke solcher Antriebe; zwingen wollte man auch die Juristenfakultäten nicht, sie aufzunehmen. Es hätte doch klar sein müssen, daß nichts geeigneter war, den Plan scheitern zu lassen als eine derartige Motivierung, und diese zumal dazu angewendet, das Ministerium gegen törichte Angriffe im Landtage zu verteidigen.

Ernsthafteren Grund hatte die zweite Absicht des erwähnten Aufsatzes von Hasbach: die Stellung der Wirtschaftswissenschaft zu der Rechtswissenschaft, unabhängig von allen Miseren der Tagespolitik, zu erörtern. Ich selber habe mir bald darauf erlaubt, an anderer Stelle einige Worte zu derselben Frage zu sagen (Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik: Dritte Folge, Band XX, 1900, S. 755—769: „Über die Vereinigung der Staatswissenschaften mit den Juristenfakultäten"). Das Korrektionsprojekt hatte damals bereits die Möglichkeit einer ernsthaften Erörterung eingebüßt. Aber was dahinter lag, die seltsam verschrobene Ansicht

von dem Wesen und den Aufgaben der Rechtswissenschaft in dem Verhältnis zu unsrer Wissenschaft, mochte auf eine ernsthaftere Erörterung Anspruch machen, welche für die Würde und die wissenschaftliche Höhe unseres Faches Einspruch zu erheben hatte gegen die Anmaßung, die zum Teil heute noch in den Juristenfakultäten ihren Hort findet. Hasbach hat zu dem Gegenstande Vortreffliches gesagt. Ja das Beste, was er gesagt hat, ist heute wohl die Gesamtüberzeugung in unserer Wissenschaft.

II.

Um so weniger brauchte ich auf diese Seite des Themas einzugehen. Ich betrachtete vielmehr die praktische Seite, die sich aus dem Gesichtspunkte der Fakultätsgeschäfte darbietet. Es lag aber nahe, zunächst die Frage zu beantworten, ob das Zusammenleben in einer gemeinsamen Fakultät überhaupt dazu geeignet oder bestimmt sei, das wissenschaftliche Leben der einzelnen Mitglieder zu beeinflussen — ganz abgesehen von solchen Wünschen, wie sie der Unterrichtsminister Bosse in seiner Herrenhausrede vom 28. Mai 1897 äußerte, „auf diesem Gebiete eine Besserung herbeizuführen" dadurch, daß die staatswissenschaftlichen Professoren „namentlich an der Hand des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches mit juristischen Gedanken und mit den juristischen Gedankenkreisen vertraut gemacht werden"; oder wenn er gar im Hause der Abgeordneten von einer „positiven Nationalökonomie" gesprochen, in deutlicher Anlehnung an eine positive Theologie, die ihm persönlich am Herzen lag und die dem besonderen Wesen der theologischen Fakultäten angemessen sein mag, während es für unsere Wissenschaft gilt, daß die Wissenschaft da aufhört, wo das „Positive" anfängt, welches wir vielmehr den Juristen überlassen. Also, auch abgesehen von dieser flüchtigen, unfruchtbaren und irrtümlichen Vorstellung — ist der Plan, eine wissenschaftliche Richtung dadurch zu beeinflussen, daß man ihre Vertreter in dieselbe Fakultät mit anderen Richtungen, anderen Fächern usw. setzt, ein leeres Phantom, welchem, wie ich damals zeigen wollte, nur diejenigen nachjagen können, die entweder niemals in einer Fakultät gesessen haben oder doch sich über den Inhalt der Fakultätsgeschäfte und ihre Wirkung auf das geistige Leben der Fakultätsmitglieder täuschen. Ein Einfluß der Vertreter der verschiedensten Wissenschaften aufeinander ist gewiß zu wünschen, nicht bloß ein Einfluß der Juristen auf die Nationalökonomen oder der Nationalökonomen auf die Juristen (welches letztere viel wichtiger

wäre) sondern im gesamten Umkreise aller Wissenschaften miteinander. Es findet auch etwas Derartiges in allen möglichen Formen, nicht bloß auf deutschen Universitäten[1] statt. Jede beliebige Kombination und subjektive Fach-Nachbarschaft ist hier erfahrungsmäßig möglich. Wie oft bestimmte Verbindungen oder Berührungen sich wiederholen, hängt von den individuellen Begabungen, Neigungen, dem Lebens- und Studiengange der Gelehrten ab, zum ansehnlichen Teil auch von persönlichen Freundschaften, von Männern, die sich wechselseitig angezogen fühlen und mit einander wissenschaftlich sich am meisten befruchten, wenn sie beide den Geschäften ihrer verschiedenen Fakultäten den Rücken gekehrt haben.

Es blieb mir hiernach die Frage übrig, inwieweit im einzelnen für die Verwaltung der Fakultätsangelegenheiten die erwähnte oder irgend eine andere Gemeinschaft der Fakultät für die Staatswissenschaften von Bedeutung sei. Ich fand, daß deren Gemeinschaft mit anderen Fächern in der philosophischen Fakultät erheblicher sei als mit der Juristenfakultät. Was die Ausbildung der Juristen für den Staatsdienst anlangt, so ist der Zustand, den wir in Preußen kennen, in vollkommener Harmonie mit der Abgetrenntheit unseres Faches von der Juristenfakultät, und es ist für seine Vertreter reizvoll zu zeigen, daß es „auch so geht". Das Promotionswesen der Juristenfakultäten ist vollends in vielen Fällen dazu nicht eingerichtet, daß wir mit den Promotionen unseres Faches zu dessen herkömmlichem Niveau herabzusteigen Anlaß hätten. Im übrigen sind durch die Gemeinschaft mit der philosophischen Fakultät Nachbarschaftsverhältnisse für die Prüfungen der Fakultät entstanden, welche den Kandidaten wissenschaftlich tiefer zu führen geeignet sind, als die juristischen Prüfungen.

Daß ich für das Promotionswesen der philosophischen Fakultäten mancherlei Wünsche an die Zukunft richte, daß nach manchen Anstrengungen innerhalb der Fakultäten und von seiten der Staatsregierungen, hier noch vieles zu tun bleibt, obwohl einige

[1] Ich möchte hier eine leise Verwahrung einlegen gegen die epidemisch auftretende „universitas literarum", die fast in jeder akademischen Festrede ihre Triumphe feiert. Dieser Sprachgebrauch ist ein wunderliches Beispiel der Volksetymologie, die sich an die erhabensten Stellen der Gelehrsamkeit gedrängt hat. Das Wort heißt gar nicht, was sich regelmäßig der Festredner dabei denkt. „Universitas" ist gleichbedeutend mit „societas" — also „Gelehrte Gesellschaft" wäre der richtige Sinn, der mit der Universalität der Wissenschaft nichts zu schaffen hat.

der ärgerlichsten Auswüchse beseitigt sind, daß die Ideale der Promotion ganz wo anders liegen als in dem, wozu der Realismus der Vergangenheit und der Gegenwart sie verunstaltet hat — das habe ich in dem älteren Aufsatze etwas näher angedeutet. Die schlimmsten Auswüchse aber lagen oder liegen in einzelnen Juristenfakultäten und heute durchaus ohne die Entschuldigungsgründe der alten Zeit.

Meine Betrachtung der sonstigen Fakultätsgeschäfte führte zu dem Ergebnis, daß auch hier — für Habilitationen und Berufungen — die neue Verbindung mehr Nachteile als Vorzüge haben möchte. Ich schloß aber mit dem Satze: Eher scheinen andere Neugestaltungen der alten Fakultäten in der Luft zu liegen, welche aus den Bedürfnissen der neuen Zeit hervorgehen wollen und daher eine Anregung aus der Mitte der zunächst beteiligten Gruppen von Wissenschaften und deren Vertretern erwarten lassen. Ich behielt mir damals vor, später davon zu reden. Dieses soll hiermit geschehen.

III.

Die Frage, ob es erlaubt sei, den Schleier des Amtsgeheimnisses über Dingen zu lüften, die im Schoße unserer philosophischen Fakultät zu Göttingen seit einer Reihe von Jahren sich abgespielt haben und seit einigen Jahren in ein sehr akutes Stadium getreten sind — diese Frage ist für mich im bejahenden Sinne erledigt. Denn statt meiner hat sie mein verehrter Kollege, der Mathematiker Felix Klein, bereits vor Jahresfrist im bejahenden Sinne beantwortet. Erledigt — nicht gerade deshalb, weil ich anzunehmen Grund hätte, daß er eine höhere Autorität besitzt, die Frage zu beantworten (ich bin an Jahren älter und einige Jahre länger in unserer Fakultät), sondern in der Art, wie die gutgesinnte Presse ein Aktenstück des Ministeriums verwertet, das auf den Redaktionstisch eines sozialdemokratischen Blattes geflogen ist. Kant hat über den Streit der Fakultäten im allgemeinen geredet; Klein hat über den Streit unserer Fakultät geredet und zwar in einer Festrede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1904 im Namen der Georg-August-Universität[1], zu einer jener akademischen Feiern, bei welchen die ganze akademische Gemeinde samt Damen, die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, die Studentenschaft usw. versammelt sind. Wenn

[1] Über die Aufgaben und die Zukunft der philosophischen Fakultät. Göttingen 1904, Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei. W. Fr. Kästner.

ich nicht glaubte, daß es sich hierbei um etwas Größeres handelt als um einen jener kleinen Stürme im akademischen Wasserglase, die örtlich entstehen und örtlich verlaufen, so würde ich das Gastrecht dieses Jahrbuchs nicht zur Erwiderung wählen. Meine Überzeugung ist vielmehr die, daß neuere Entwickelungen innerhalb der philosophischen Fakultäten und dessen was dazu gehört, dahin drängen, das zu verallgemeinern, was außerhalb Preußens im einzelnen längst geschehen ist — die Spaltung der philosophischen Fakultäten in ihre beiden großen (immer noch sehr großen) Hälften. In der Zahl der preußischen Universitäten ist Göttingen mit diesem Plane vorangegangen; die große Mehrheit der historisch-philologischen Hälfte hat, nach längeren vergeblichen Bemühungen um eine Verständigung intra muros, einen auf die Trennung oder annähernde Trennung gerichteten Antrag an das Unterrichtsministerium vor etwa Jahresfrist gerichtet. Es ist begreiflich, daß das Neue dieser Maßregel, das teilweise Widerstreben der mathematisch-naturwissenschaftlichen Hälfte, die Singularität einer Reform neben der Einheit der übrigen philosophischen Fakultäten in Preußen, eine Verzögerung der Entscheidung des Ministeriums veranlaßt haben. Eben darum aber ist unterdessen vielleicht ein Wort der Verständigung am Platze, das über Göttingen und seine besonderen Anliegen hinausgeht.

IV.

Kleins Rede geht von den Errungenschaften der neuesten Zeit aus: der Erteilung des Promotionsrechts und anderer früher den Universitäten vorbehaltenen Ehren an die technischen Hochschulen und der weitgehenden Durchbrechung des Monopols der humanistischen Gymnasien für die Immatrikulation bei unseren Universitäten. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der Fakultät erscheint von der modernen Entwickelung viel unmittelbarer betroffen als die philologisch-historische. Dafür aber hat sich diese Hälfte gerade der Göttinger Fakultät im letzten Jahrzehnt einer besonders günstigen Entwickelung zu erfreuen gehabt (neue Institute für physikalische Chemie, Elektrochemie, angewandte Physik, angewandte Mathematik, Geophysik, anorganische Chemie und landwirtschaftliche Bakteriologie, sowie eine beträchtliche Vermehrung der Lehrstühle). Die andere Hälfte habe dieser Entwickelung nichts Ähnliches an die Seite zu stellen, und daher kein Wunder, daß sich zwischen den beiden Hälften ein verstärkter Gegensatz herangebildet hat, und daß die Frage der Trennung der Fakultät wieder in den Vordergrund gerückt ist.

Als vor Jahrzehnten die Neuentwickelung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen mächtig einsetzte, und ihre Vertreter sich durch die philologisch-historische Tradition der Fakultät unbillig eingeengt glaubten, da wurde von ihrer Seite der Ruf nach Trennung laut, und in der Tat sind damals in Süddeutschland mehrfach besondere mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultäten eingerichtet worden. Jetzt ist in Göttingen dieser Ruf umgekehrt im Kreise der philologisch-historischen Hälfte mit leidenschaftlicher Stimme hervorgetreten. Diesem Begehren gegenüber entwickelt Klein seine und seiner Freunde Ansicht von dem Wesen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Hälfte und den Aufgaben der philosophischen Fakultät. Man möge es ja bedauern, daß die Entwickelung der Zeit zum Teil an den Universitäten vorbeigeführt hat; aber es würde sehr unklug sein, wollte man darüber irgend welche Empfindlichkeit aufkommen lassen; man solle vielmehr bemüht sein um die Vermittelung des Alten mit dem Neuen. Die philosophische Fakultät soll festhalten an der eindringenden Forschung, dem Fluge der wissenschaftlichen Spekulation, dem von praktischen Nebenrücksichten abgelösten Experimente, dem Sinn für geschichtliche Entwickelung. Aber diese Tätigkeiten sollen sich in einem gegen früher wesentlich erweiterten Kreise bewähren, der ihnen neue Anregungen in Fülle liefert, zumal aber weitausgreifende Bedeutung für die fortschreitende Kultur. Das sei fortschrittlich, aber keineswegs radikal, das sei praktisch mit den gegebenen Verhältnissen rechnend, aber in keiner Weise utilitarisch. Der Name „Universalismus" wäre der beste für diese Auffassung.

Vom Standpunkte eines solchen Universalismus entwirft Klein auch ein Programm für die Aufgaben der philologisch-historischen Hälfte. Dieselben bestehen grundsätzlich darin, den gesamten Interessen der modernen Kultur sich zu öffnen und genau in demselben Sinne Stellung zu nehmen wie nach seiner Schilderung seine mathematisch-naturwissenschaftliche Hälfte Stellung genommen hat. Für die Göttinger Universität würde dieses eine Wiederaufnahme der besten Traditionen des 18. Jahrhunderts bedeuten. Im einzelnen werden praktische Vorschläge in diesem Geiste gemacht. Es fehle ein Lehrstuhl für slawische Sprachen, insbesondere für Russisch, dann für ostasiatische Sprachen. Bei den historischen Fächern gebe es nur Lehrstühle für die Geschichte des mitteleuropäischen Kulturkreises; Entwickelungen von größter Wichtigkeit, wie die Ausbreitung der angelsächsischen Rasse außerhalb Europas, seien unberücksichtigt. Bei den Staatswissenschaften werden analoge Lücken entdeckt, eine selb-

ständige Vertretung der Volkswirtschaftskunde und Welthandelswirtschaft u. dgl. m.

Die Einheit der philosophischen Fakultät aber wird solchen Zwecken förderlich sein durch den belebenden Odem der mathematisch-naturwissenschaftlichen Hälfte und ihrer modernen Auffassungen von den Aufgaben der Fakultät. Ein Vorbild sei der Erfolg, den die Gemeinsamkeit der Verhandlungen in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften seit einem Jahrzehnt gehabt habe. Der Vergleich der beiderseitigen Leistungen sporne an, und die Erweiterung des Gesichtskreises hebe empor. Die große Bedeutung dieser Gemeinsamkeit sei wohl jedermann zum Bewußtsein gekommen. Genau die gleichen Erwägungen gelten für die Einheit der Fakultät. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Hälfte würde für sich allein der Gefahr eines einseitigen Opportunismus auf die Dauer vielleicht nicht immer gewachsen sein; die andere Hälfte könnte sich umgekehrt zu bequemer Selbstgenügsamkeit verleiten lassen. Auch gebe die Einheit der Fakultät den richtigen Hintergrund für die proklamierte Gleichwertigkeit der verschiedenen Arten höherer Schulen.

Dieses der wesentliche Inhalt der Rede. Sie schließt mit dem Wunsche des Redners: er werde es schon als einen willkommenen Erfolg seiner Ausführungen begrüßen, wenn sie zu einer entsprechenden Darlegung anders gerichteter Auffassungen Anlaß geben sollten. Solange habe ich gemeint, es würde einer der zunächst Beteiligten aus dem Kreise der Philologen und Historiker das Wort ergreifen. Es scheint sich aber niemand dazu melden zu wollen. Ich bin meinerseits nur mangelhaft dazu legitimiert, nicht bloß fachlich, sondern auch nach meinen Ansichten. Zu öfteren Malen ist es die aus unserem Fache folgende sozialpolitische und historische Anschauung der Reformfragen gewesen, die mich im Laufe der Jahre von meinen philologischen Kollegen trennte, wie etwa in den Tagen, da das Frauenstudium zum ersten Male an die Pforten unserer Fakultät klopfte, mich trennte freilich mit dem erheiternden Erfolge daß derselbe klassische Philologe, der im Jahre 1892 sich als „zu altmodisch" dem Neuen entgegensetzte, wenige Jahre später, in eben dieser Frage, so neumodisch geworden war, daß ich ihm nicht mehr folgen konnte. Ähnlich ist es in mancher anderen Frage gegangen. Die Stellung eines Nationalökonomen zu den Fortschritten der Technik ist naturgemäß eine ganz andere als die der Philologen und ihrer Fach-

verwandten, auch dann, wenn wir in Technik und Realismus nicht das Höchste im Leben sehen. In einer Hauptfrage stehe ich den Philologen nahe, und zwar den strenggläubigen, die noch nicht zum neuen Glauben übergetreten sind, näher als viele meiner Fachgenossen. Das ist die Schulbildung. Hier hat manches zusammengewirkt. In frühem Knabenalter hat mir derjenige Lehrer unseres Gymnasiums, der wohl den größten Einfluß auf mich gehabt, und dessen ich noch heute in warmer Pietät gedenke, den Homer und Cicero in die Hand gegeben, und mir sind diese Eindrücke in manchen düsteren Tagen der Jugendjahre ein Licht und ein Trost gewesen. Späterhin habe ich dann selbst als Lehrer, wenn auch niemals an einem Gymnasium oder sonst etwas ähnlichem, sondern an technischen Hochschulen und vollends mehr als zwanzig Jahre hier an unserer Universität eine doch recht ausgiebige Masse von Erfahrungen gesammelt, die mich immer mehr bestärkt haben in dem Vorzuge, den ich seit lange der klassischen Schulbildung gegeben. Zu vielerlei Vergleichungen an den Resultaten der verschiedenen Schulen fand ich Gelegenheit. Immer wieder kam ich auf meine alte Ansicht zurück. Natürlich weiß ein Mann unseres Faches bei jeder Frage, daß es sich nur um relative Unterschiede handelt, daß die eine Schule nicht für jede Begabung, für jede Berufsart usw. ist, daß stets und allenthalben Reformen notwendig sind. Ich gestehe auch, daß zu einem erschöpfenden Urteil die Erfahrung der Schulmänner gehört, die an den verschiedenen Arten der jetzt bestehenden Schulen lange gewirkt haben — wenn diese nur selber nicht miteinander im Streite lägen. Obenein kann ich mir nicht helfen, in den Äußerungen der Sachverständigen bei den bekannten amtlichen Konferenzen die Freiheit von jenem „Opportunismus" zu vermissen, dessen Gefahr unser Festredner als das Erbteil seines „Universalismus" anerkannt hat. Indessen genug davon. Und ich wende mich zur Kritik.

V.

Zunächst ein Wort über den Universalismus als Aufgabe der einheitlichen philosophischen Fakultät.

Nehme ich einmal an, der Universalismus sei selber ein angemessener Zweck der heutigen Wissenschaft, er sei an sich etwas Erreichbares und Anzustrebendes, so frage ich: was hat er mit den Aufgaben der Fakultät zu tun? Und ferner, wie soll die Einheitlichkeit der Fakultät ihm zu Hülfe kommen?

Die Fakultät, die philosophische wie jede andere, ist eine Institution zur Verwaltung von öffentlichen Geschäften (und hier knüpfe ich an oben Gesagtes wieder an). In der philosophischen Fakultät wird ab und zu wohl eine Anregung gegeben zur Ergänzung des Lehrkörpers durch einen neuen Lehrstuhl oder ein neues Fach, aber es sind dann eben diejenigen Momente in der Fakultät, wo die große Zahl der von dem Fache Entfernten sich in das Schweigen hüllt, welches jedem gebildeten und vollends jedem gelehrten Manne ziemt, wenn von Dingen die Rede ist, von denen er nichts versteht. Und je größer heute die Welt wird und die Wissenschaft von den Dingen dieser Welt, um so mehr Fächer gibt es, von denen ein gelehrter Mann, der sich aufrichtig prüft, nichts versteht und ein offenes Bekenntnis seiner Ignoranz ablegt. Wer diese Enthaltsamkeit nicht besitzt, vermehrt seinen Ruf als nützliches Mitglied der Fakultät keineswegs. Wer sie regelmäßig besitzt, aber bei öffentlichen Festreden ausnahmsweise sie verleugnet, der erregt Erstaunen. Nicht sowohl die Gefahr des Opportunismus, die Klein anerkennt für seine mathematisch-naturwissenschaftliche Hälfte, sondern die Gefahr des Dilettantismus hat er mit einem bemerkenswerten Beispiel bewiesen, wenn er Lücken unserer Fakultät in den Fächern der Staatswissenschaften hat aufzeigen wollen. Er hat damit bewiesen, wie fern er unserem Fache steht, und er würde verwundert sein, wenn ich ihm eine endlose Reihe von dergleichen Überschriften und Worten vorführte, die mit gleichem und größerem Rechte als Lücken in unserem Fache bezeichnet werden können. Ich meinerseits habe niemals mir erlaubt, und ebensowenig die andern nach Trennung sich sehnenden Mitglieder der Fakultät, die Lücken in der Besetzung der mathematischen Fächer nachzuweisen. Das haben wir stets den Männern überlassen, die etwas davon verstehen. Und wenn wir getrennt sind, werden sie das nach wie vor nach eigenem besten Ermessen besorgen.

Auf die Lücken der Fakultät in den Sprachwissenschaften im Angesichte des heutigen Welthandels gehe ich nicht ein. Mir scheint nur, wenn ich hier als Nicht-Fachmann reden darf, daß eine Welt zwischen dieser Ansicht von dem Sprachstudium der Universitäten und der bei den Fachmännern herrschenden Ansicht liegt.

Hiermit ist auch angedeutet, wie wenig die eine Hälfte der Fakultät dazu geeignet ist, der andern eine moralische Stütze zu sein. Die Gefahr des „Opportunismus" ist eine Gefahr des Charakters, vor der sich jeder erwachsene Mann selber bewahren muß. Die Gefahr ist groß heute, vielleicht größer als in anderen Zeiten.

In Göttingen redet man oft, mit einem entschuldbaren Lokalstolz, von den Göttinger Sieben[1]. Man sollte bescheidenermaßen betonen, daß es nur Sieben waren, und man sollte weniger reden und das Seinige tun, um jener Sieben würdig zu sein. Das ist, da eben wieder einmal von einem Denkmal die Rede ist, das beste Denkmal, das man ihnen errichten kann.

Und nun zum Universalismus selber. Wir alle streben danach, ob mit oder ohne diesen neuen Namen. Gerade unser Fach aber hat uns in Anfängen und Fortsetzungen seit anderthalb Jahrhunderten gezeigt, da es doch der Naturwissenschaft einigermaßen näher steht als die Philologie und die Geschichte, was bei einem Universalismus herauskommt, der unser Fach zum Tummelplatz naturwissenschaftlicher und mathematischer Spielereien macht. Erst muß man den Stoff unserer Wissenschaft alles Blutes entleeren, um ihm die Hebel und Schrauben der mathematischen Methode anzulegen oder um ihm Naturgesetze zu entlocken.

Was ich — von der anderen Seite gesehen — bei den Bestrebungen anderer Fächer beobachtet habe, so zu sagen als leidender Teil, wenn der Universalismus, keineswegs bloß von Mathematikern und Naturforschern, sich in unser Gehege verirrte, das hat diesen Eindruck nur bestärkt. Es hat sich neuerdings eine Art von klassisch-philologischem und germanistisch-philologischem Universalismus entwickelt, der einer mißverstandenen Übertreibung von August Böckhs Begriff der Philologie entsprungen zu sein scheint. Die Wissenschaft des griechischen oder römischen oder deutschen Altertums ist etwas Großes und Schönes. Aber, weil man zu der an sich schon schwierigen Aufgabe einer Beherrschung aller Seiten dieses Völkerlebens von allem Möglichen etwas wissen muß, von Staat und Recht, von Kunst und Literatur, von Wirtschaft und Technik neben dem, was doch die Hauptsache für den Philologen bleibt, der Sprache jener Völker und ihren geschriebenen Überbleibseln, — darum einen universalistischen Ritt durch die Weltgeschichte unternehmen, über alles und jedes absprechen, was man nicht gelernt hat, das ist ein waghalsiges Unternehmen, das weder zum Ruhm des Gelehrten, noch seiner Wissenschaft beiträgt — wenigstens zu dem Ruhme, den man erwartet bei Leuten, die maßvoll bei ihrer eigenen Wissenschaft beharren.

Die Fächer des heutigen deutschen Staats- und Gesellschafts-

[1] Vgl. Lord Byron, Childe Harold, LXXI.

lebens fordern jedes ihren eigenen Mann. Daher aus der philologischen Beschäftigung mit der Germanistik einen Anspruch abzuleiten, im Sinne des „Universalismus" Festreden von fabelhafter Begeisterung auf Bismarck zu halten, ohne irgend etwas von all' den Dingen gelernt zu haben, welche die Arbeitsgebiete dieses großen Mannes bildeten, ist nach meinem Empfinden eine Verirrung. Gemeinhin entspringt diese Art von Reden und Politisieren der Herrschaft ästhetischer Wertung, die ihrerseits zur souveränen Willkür des Urteils verleitet, wo man dann, wie der Feinschmecker, der sich einen Wein über die Zunge gehen läßt, in hoher Unwiderlegtheit Goethe einen Gott und Schiller einen Philister nennt, und nach diesem Vorbild universell zu Gerichte sitzt.

Ich fürchte, die ganze Herrlichkeit des Universalismus löst sich in einen universellen Dilettantismus auf. Der Dilettantismus aber mag am Platze sein, wenn er in der Theaterloge oder in der Kunstausstellung sitzt. Er wird gemeingefährlich, wenn er amtlichen Charakter erhält.

Der Universalismus dieser Art gehört in ein anderes Jahrhundert, ja mehrere Jahrhunderte rückwärts. Vor hundert Jahren hat derselbe Professor über Ästhetik, Mathematik und Staatswirtschaft gelesen und über noch einiges andere. Noch weiter rückwärts in der Geschichte stieg ein Professor aufwärts durch die Fakultäten und endete als Professor der Theologie, dem Gipfel der wissenschaftlichen Höhe und des akademischen Ranges. Das war Universalismus, und ein Universalismus gemäß der Weise seiner Zeit, nach dem Stande seiner Wissenschaft. Heute führt diese Neigung rückwärts, nicht vorwärts; sie führt in die Kindheit oder die Flegeljahre der Wissenschaft zurück. Heute ist die Wissenschaft in ein reiferes Lebensalter getreten, in dem sie den Luxus einer solchen Art der Behandlung sich nicht mehr erlauben darf.

D'Alembert hat einmal gesagt: presque sur tout on peut dire ce qu'on veut. Er meint damit der Mathematik und verwandten Fächern allein den Charakter einer Wissenschaft vorzubehalten. Aber es ist, wenn schon damals ein frivoler Ausdruck für eine ernste Wahrheit, doch heute noch weniger ein solches Wort als ein Freipaß unter ernsten Leuten zu gebrauchen. Ebenso wenig ist es empfehlenswert, eine „Wiederaufnahme der besten Traditionen des 18. Jahrhunderts" der Göttinger Universität anzuraten. Mit aller schuldigen Achtung für die Gelehrten jenes Zeitalters muß jener Rat abgelehnt werden als ein Rückfall in eine primitive Stufe der

Wissenschaften und gerade in unserem Fache abgelehnt werden, das von diesem Rate vorzugsweise getroffen wird. Einem Manne gibt man nicht den Rat, wieder ein Kind zu werden. Und eine Wissenschaft hat ein Wachstum, eine Entwickelung, einen Fortschritt so gut wie das einzelne Menschenleben. Das waren im 18. Jahrhundert beschränkte Perspektiven, recht eigentlich in dem Gesichtskreise der Kameralwissenschaft, obenein zurecht gemacht auf die Zuhörer von vornehmer Gönnerschaft, die auf der Grafenbank saßen und doppelte Kollegiengelder bezahlten. Als der greise König Ernst August Göttingen besuchte, hat er in der Aula den versammelten Professoren mit merkwürdiger Offenheit erzählt, was er und die anderen jungen Prinzen hier einstmals für ein Leben geführt. Zu jenen besten Traditionen gehörte es, daß der Reitstall das schönste Gebäude der Universität und der Reitlehrer ein Professor war.

Mit rührender und erbarmungsloser Objektivität hat einer der eifrigsten Verehrer des alten Göttingen, wie die Häßlichkeit und Kleinlichkeit der persönlichen Kämpfe zwischen den damaligen Größen, so die subalternen Bestrebungen für die Reform des Unterrichtes in einer Festschrift dargelegt, Bestrebungen die auf nichts anderes hinauskommen als auf den flachsten Utilitarismus. Gerade das, was um unser staatswissenschaftliches Fach herumliegt, atmet diesen Geist: man plant Abrichtungsanstalten für junge Edelleute, die tief unter dem Niveau alles dessen liegen, was heute sich auf einer deutschen Universität als eine Reform des Studiums an das Tageslicht wagen dürfte. Und man bildet sich ein großes Stück darauf ein. Schlözer erklärt: Wir rücken, wie in unserer Literatur überhaupt, also auch auf unseren deutschen Universitäten den glücklichen Zeiten immer näher, wo hochgelehrt und gemeinnützig reine Synonyme sein werden. Das neunzehnte Jahrhundert hat das Gegenteil von Schlözers Ideal erstrebt. Zumal für unser Fach ist es darauf angekommen, aus der flachen Gemeinnützigkeit zu einer Wissenschaft erst sich zu erheben.

Ich glaube endlich nicht, daß die Erfahrungen in den Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften dem Universalismus so günstig sind wie Klein meint. Diese Institute haben ja vor den Fakultäten die Eigenschaft voraus, daß in sie dasjenige einigermaßen von Rechts wegen hineingehört, was er anstrebt. Ich bezweifle nur, ob das erreicht ist, was man erstrebt hat. Mit mehr oder weniger Widerstandskraft und Geduld kann man ein würdiges Gesicht zu vielen Dingen machen, die man mit anhören muß, ohne irgend etwas davon zu verstehen. Repräsentative Persönlichkeiten in Staat und Reich, Minister, Präsi-

denten, Staatsoberhäupter, zumal Generale, leisten darin Bewundernswertes; denn es gehört zu ihrem Beruf. Professoren sind nicht dazu da. Sie hören nicht zu, langweilen sich, beschäftigen sich unterdessen anderweitig oder ziehen die Konsequenz — und bleiben fort. Es ist eine Fiktion des Universalismus, über diese einfachen und natürlichen Tatsachen hinwegzuspringen. Die Zeiten sind dafür vorüber. Daß irgendwo irgend welche Grenzberührungen sich ereignen, kommt allenthalben vor und beweist nichts. Die große Masse der Fälle beweist das Gegenteil. Denn so ist die Wissenschaft der Gegenwart geartet, und sie läßt sich nicht ändern; sie wird in Zukunft noch mehr diesem ewigen Gesetze der Arbeitsteilung verfallen.

Wenn nun gar mit den Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften der Zweck verbunden wird, die Mitglieder zum Fleiße in der wissenschaftlichen Arbeit anzuhalten und zu überwachen, so verdient diese Bestimmung allein, wenn sie jemals ernst genommen werden sollte, der entschiedenen Weigerung jedes Gelehrten zu verfallen, der sich selbst achtet. Denn das ist abermals ein Stück Kindheit, das man einem Manne zumutet.

Bleibt allein die Kollektivarbeit, deren Fundament die staatlichen Finanzen sind, jene großen Wohltäter, denen heutzutage so viel und immer mehr zugemutet wird. Großbetrieb, Großunternehmertum, Kollektivismus — sie haben hier ihr Analogon im Leben der Wissenschaften. Es ist eine ähnliche Organisation, es ist eine ähnliche Größe der Mittel. Die wissenschaftlichen Kräfte wachsen auf diesem Boden nicht, und ihre Arbeit ist hier das gerade Gegenteil von Universalismus, sie ist meist außerordentlich spezialistisch. Wo immer aber ein wissenschaftliches Unternehmen öffentlicher Beihülfe nicht bedarf und ökonomisch auf eignen Füßen stehen kann, bedarf es auch der Akademien nicht — wiewohl es gelegentlich vorkommt, daß diese Grenze überschritten wird, aus allerhand menschlichen Gründen . . .

So kann ich nicht sehen, wo man dem Universalismus heute eine Heimstätte geben kann, in der er ein Recht zu bleiben hätte.

Die Lösung des Problems liegt darin, daß jeder in dem Einen, was er recht tut, das Gleichnis von allem sieht, was recht getan wird. Dieses sind Worte aus Wilhelm Meister, von einem Manne, von dem ich mehr gelernt habe als aus vielen gelehrten Büchern. Er war das glänzendste Beispiel eines universellen Geistes zu seiner Zeit und für lange Zeiten. Aber wie er sich verirrt hat, als er jenen Grundsatz verletzte, das wissen die Mathematiker und Naturforscher von ihm am besten, seit Helmholtz darüber geredet

hat. Es war die Folge des „Universalismus“. Und welche schlimmen moralischen Folgen hat jene Verirrung für ihn gehabt! Er, der Olympier, der zumal in seinem Alter als hohes Vorbild heiterer Erhabenheit und Gerechtigkeit erscheint, wird herb, ungerecht, leidenschaftlich, wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt — weil er Unrecht hatte gegen die Fachmänner, weil er nichts von der Sache verstand [1].

Seit hundert Jahren hat sich die Wissenschaft nun nicht in dem Sinne verändert, daß man solch' einen Universalismus sich ungestraft erlauben dürfte. Im Gegenteil, die Macht der Arbeitsteilung in der Wissenschaft hat es dahin gebracht, daß nicht nur keinem Goethe sondern keinem gebildeten Manne es einfallen würde, sich mit einem solchen törichten Angriff gegen Newton und seine Nachfolger hervorzuwagen. Allerdings muß Gegenrecht gehalten werden. Gegen die Staatswissenschaften geschieht am Stammtisch der Honoratioren alltäglich das, was in einem Zeitalter des allgemeinen Wahlrechts zu erwarten ist. Doch sollten gelehrte Fachmänner durch die Zucht ihres eigenen Faches zu größerer Selbstkritik erzogen sein. Im einzelnen mag es ja vorkommen, daß Studiengang und individuelle Entwickelung denjenigen Gelehrten, der mit Mathematik und Physik begonnen hat, als klassischen Philologen oder in einem sonstigen Fache der historischen Wissenschaften enden lassen. Das sind heutzutage aber seltene Ausnahmen, auf die man öffentliche Einrichtungen nicht bauen kann. Im übrigen habe ich bei meinen Be-

[1] Man höre ihn bei Eckermann (Gespräche mit Goethe, 4. Aufl. 1876, I. 230, 1. Februar 1827): „Wir sprachen von Professoren, die, nachdem das Bessere gefunden, immer noch die Newtonsche Lehre vortragen. Dies ist nicht zu verwundern, sagte Goethe; solche Leute gehen im Irrtum fort, weil sie ihm ihre Existenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine sehr unbequeme Sache. Aber, sagte ich, wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer Lehre falsch ist? — Sie beweisen auch die Wahrheit nicht, und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sagte Goethe, sondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweisen. Deshalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen könnte.“ Ein andermal meint er (2. Mai 1824): „Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehört erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zu teil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keine schlechte Erbschaft zugefallen.“ Und ähnlich öfter, zumal auch in dem Briefwechsel mit Zelter.

obachtungen an derartigen Fällen den Eindruck nicht los werden können: es ist eine Art von Konvertitentum, das seinen ersten Glauben doch niemals verleugnet. Solche Männer leben fort in der Anschauungsweise der mathematisch-naturwissenschaftlichen Welt, auch wenn sie von historischen Dingen reden.

Die heute hie und da noch auftauchende Meinung, daß ein Ordinarius der philosophischen Fakultät als solcher nach altem Herkommen berechtigt sei, innerhalb des Gesamtgebietes der philosophischen Fakultät seine Vorlesungen zu wählen, kann doch nur mit starker Einschränkung verstanden werden. Verwaltungsrechtlich läßt sich immerhin zugunsten dieser Auffassung sagen, daß das Königliche Patent uns schlechtweg zu ordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät macht, daß dann der ministerielle Lehrauftrag die Fächer unserer Lehrtätigkeit näher bestimmt, aber uns nicht darauf beschränkt; die Fürsorge des Lehrauftrages will positiv dafür sorgen, daß gewisse Disziplinen vertreten seien, will aber nicht Vorkehr treffen gegen ein Übergreifen in andere Disziplinen. Jedoch die historischen Wandlungen sind das tatsächlich Entscheidende, die Wandlungen aus der Notwendigkeit der Arbeitsteilung, die es verbietet, in alle möglichen Wissenschaften hineinzureden, die man nicht gelernt hat, in die man sich auch nach dem Stande der neuesten Forschung nicht beliebig hineinarbeitet. Wo solche Hindernisse nicht im Wege stehen, wo die Schranken vielmehr nur äußere sein könnten, da mögen die Schranken innerhalb der Fächer der philosophischen Fakultät, wie selbst die Schranken gegen andere Fakultäten fallen. Und sie sind gefallen. Es gäbe sonst Zunftstreitigkeiten von jener lächerlichen Art, die so viel zur Aufhebung der Zünfte beigetragen hat. Sie sind gefallen zwischen der juristischen und der philosophischen Fakultät, wenn etwa in beiden über Politik und deren Teile oder über Rechtsphilosophie gelesen wird. Sie sind gefallen zwischen der theologischen und der philosophischen Fakultät, wenn in beiden über Altes Testament (und vielleicht auch über Neues Testament) gelesen wird. Indessen eben diese äußeren Grenzüberschreitungen zeigen, daß die Schranken in der Sache liegen, nicht in der Form, aus dem Zustande der Wissenschaften folgen, nicht aus dem Rahmen der Fakultäten. Und was die Hauptsache für das uns hier Beschäftigende bleibt: alle solche Grenzberührungen oder Grenzüberschreitungen sind den bescheidenen Gebiets-Enklaven und -Exklaven zu vergleichen, die übrig bleiben, nachdem die großen selbständigen Reiche sich abgerundet haben, welche es nicht dulden, daß man ungestraft von Paris nach Berlin eine Promenade unternimmt.

VI.

Nur die einheitliche philosophische Fakultät soll den richtigen Hintergrund geben für die proklamierte Gleichwertigkeit der verschiedenen Arten höherer Schulen.

Die hiermit ausgedrückte Empfindung ist in gewissem Sinne sehr begründet, und ebenso die Bezeichnung der Gleichwertigkeit als einer proklamierten. Denn es gibt verschiedene Arten von Wert: es gibt einen vom Gesetze auferlegten Wert und es gibt einen wirklichen, wahren, inneren Wert. Vor hundert Jahren hat man in Frankreich ein Münzgesetz gemacht, dem zufolge $15^1/_2$ Pfund Silber einem Pfunde Gold gleichwertig sind. Der wahre Wert hat niemals ganz mit diesem gesetzlichen Wert übereingestimmt, und seit einem Menschenalter ist derselbe durch die wirkliche Wertgestaltung völlig über den Haufen geworfen worden. Das Parlament kann alles, sagt das englische Sprichwort, nur nicht aus einem Manne eine Frau machen. Das soll heißen: die souveräne Staatsgewalt kann alles Mögliche als Gesetz proklamieren, aber es kann der Natur der Dinge nicht Gewalt antun. Despoten auf Thronen und in National-Konventen haben vergebens ihre Macht eingesetzt gegen die Natur der Dinge.

Der wirkliche Wert, nicht bloß der proklamierte, den die Schulexperimente der neuesten Zeit etwa produzieren können, er wird sich zeigen, wenn zureichende Erfahrungen damit gemacht sein werden. Heute ist alles Hin- und Herreden über Gleichwertigkeit vergeblich, weil solche Erfahrungen noch fehlen. Ganz besonders bedenklich erscheint die Ausdehnung der Experimente auf Gebiete, bei denen man den Mangel der Gleichwertigkeit auch amtlich anerkennt, indem man sie künstlich durch nachträgliche Erhebung einer Zuschlagstaxe für den Schnellzug herzustellen sucht, wie für das Studium der Rechtswissenschaft. Aber man sollte doch wenigstens bei den begeisterten Anwälten der Oberrealschule so viel Vertrauen zu ihren Schützlingen erwarten dürfen, daß sie wie ein selbstbewußter Mann in ihren eigenen Schuhen stehen und nicht den „Hintergrund" der einheitlichen philosophischen Fakultät dazu brauchen, d. h. in der Tat die Vertreter der humanistischen Fächer und ihrer andersartigen Ansicht von der besten Schulbildung. Ist es nicht bei dieser Verschiedenheit der Ansichten das Einfachste, daß man sich trennt, damit jede Hälfte friedlich ihres Weges geht? Und ist es nicht der modernen Richtung so viel heilsamer, daß sie Mut genug besitzt, sich auf

sich selber und die Kraft ihrer Gründe zu stellen? Ist denn die durch den Gegensatz der Anschauungen chronisch gewordene Reibung zwischen den beiden Hälften ein wünschenswerter Zustand? und liegt darin eine Stärkung für die ihrer selbst nicht gewisse Macht der modernen Richtung?

Indessen es handelt sich um mehr. Es ist gar nicht bloß die proklamierte Gleichwertigkeit der Schulbildung, die den Anlaß zur Reibung gibt. Auf die Girondisten folgen die Jakobiner. Im Herzen dieser ganzen neuen Richtung auf Reform der Schulbildung liegt der demokratisch-radikale Grundzug, es solle jeder nach seiner Façon selig werden. Keine Reifezeugnisse irgend welcher Art, keine vorschriftsmäßige Schulbildung, jedermann soll sehen, wie er sein Ziel erreicht, und niemand soll nach seinem Schulpaß gefragt werden. Dieses ist nicht nur eine abstrakte Vorstellung, die ich aus irgend welchen Erwägungen und Beobachtungen gezogen habe; sie ist lebendig in eben den Kreisen, um die es hier sich dreht. Ich weiß nicht, ob diesem Radikalismus klar ist, daß damit auch die Universitäten fallen, jedenfalls als Prüfungsanstalten fallen, und daß damit vielleicht manchen romantischen Wünschen genügt würde, aber ganz gewiß nicht unseren modernen Realisten.

Man ist zur Unterstützung dieser Ansicht um Beispiele nicht verlegen, um so weniger als es immer dieselben sind, die oft gebraucht sind, wie Scheidemünze, die von Hand zu Hand geht. Die Anekdoten von den großen Männern, die in der Schule nicht vorwärts gekommen und trotzdem oder gar eben darum zu den Höhen der Menschheit emporgestiegen sind, — diese Anekdoten werden herumgetragen, um Tausende und Abertausende von Müttern und Vätern zu trösten die über das „dumme Latein" klagen. Das Latein ist nicht dumm, sondern der Junge ist dumm, und er bleibt dumm, trotz der großen Vorbilder, auf die man sich für ihn beruft. Eben diese Anekdoten sind neuerdings immer tiefer eingedrungen in das tägliche Rüstzeug der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten und ihrer technisch-realistischen Weltanschauung.

Bei diesen und ähnlichen Beweisführungen ist eine Methode üblich, welche die Naturforscher aus ihrem Laboratorium mitbringen. Das Experiment des Physikers, Chemikers usw. beweist typisch das Gleiche für die Gesamtheit der Fälle; aber der Fall der einzelnen Beobachtung im sozialen, wirtschaftlichen, politischen Leben beweist sehr wenig, weil er nicht typisch ist. Erst eine große Masse von Beobachtungen, die Statistik und die Klassifizierung der beobachteten Massen-

erscheinungen, beweist etwas. Die immer wieder ins Gefecht geführten Beispiele von selbstgemachten großen Geistern müssen an der Masse gleichartiger Fälle gemessen werden, oder sie beweisen nicht das, was man damit beweisen will. Unter Tausenden von jungen Leuten, auf die der radikale Grundsatz angewendet werden will, ist noch nicht ein einziger, der jener wohlwollenden Fiktion entspricht. Und das ist sehr begreiflich. Der Wohlstand ist allmählich so entwickelt worden, und die Schuleinrichtungen so demokratisiert, daß das Genie ohne Schulzeugnis der Fall ist, der in Wirklichkeit kaum bei uns noch vorkommt, ähnlich etwa, wie man heute meist in Verlegenheit kommt, die wissenschaftlichen Ehrenpreise an große Geister zu verteilen, welche der wohlmeinende Stifter in der Mansarde zu suchen gedacht hat.

Wir sagen, diese ganze Denkweise ist entsprossen oder enge verbunden mit dem Geiste der modernen Demokratie. Aber wie merkwürdig! In dem mächtigsten Bereiche der Demokratie, in den Vereinigten Staaten von Amerika, denkt man anders darüber. Allerdings herrscht bei uns die irrtümliche Vorstellung, die mit unklaren Ideen über ein „Land der Freiheit" verknüpft ist, oder aus jener vulgären Bildergalerie von Präsidenten, die Holzhacker waren, abgeleitet wird. In Amerika selber wundert man sich dagegen, wie radikal und anspruchslos man in deutschen Fakultäten bei der Promotion von Amerikanern ist — mit dem natürlichen Erfolge für die Einschätzung solcher Promotionen. Ein deutscher Professor der Philosophie, der seit längeren Jahren an der angesehensten Universität der Vereinigten Staaten, an Harvard University tätig ist, teilt uns über deren Bildungsgang folgendes mit[1]:

„Die äußere Form dieser Gentleman-Ausbildung lehnte sich an England an. Ein vierjähriger Kursus, der sich an die Oberschule anschließt und den Schwerpunkt auf humanistische Studien legt, der den jungen Mann bis in den Anfang der zwanziger Jahre in den freien Künsten und Wissenschaften ohne Gedanken an den praktischen erwerbenden Lebensberuf festhält und ihn so vier Jahre lang fern vom Lärm der Welt, in idealistischer Gemeinschaft mit Gleichstrebenden, in Arbeit und Sittlichkeit, in Sport und Geselligkeit zu veredeltem Menschentum heranbildet — das war die historische Form. Nach englischem Brauch hieß das College. Wer das College durchgemacht, gehörte zu den Gebildeten, gleichviel welchem Beruf er sich

[1] Hugo Münsterberg, Die Amerikaner (Berlin 1904) II, 68 ff.

später zuwandte, und keine Studien in der Fachschule konnten die College-Kultur ersetzen. Nun wird das Bestreben, den Eintritt in die Fachschule in wachsendem Maße an gründliche allgemeine Vorbildung zu knüpfen, schließlich dahin führen müssen, von jedem, der an das Berufsstudium geht, vollständige College-Bildung zu fordern. In der Tat ist dieses höchste Entwickelungsstadium in den besten Anstalten heute erreicht; in Harvard oder Johns Hopkins wird für den Eintritt in die juristische, medizinische oder theologische Fakultät die Absolvierung des vierjährigen College-Kursus verlangt .... Während das kleine Prärie-College nicht besser sein mag als die Tertia und Sekunda einer Realschule, sind die großen bedeutenden Colleges sicherlich nicht mehr mit deutschen Schulen zu vergleichen, sondern mit der deutschen Prima plus vielleicht drei Semestern in der philosophischen Universitätsfakultät ... Harvard hat etwa fünftausend Studenten. Wer Eintritt sucht, muß im Sommer ein sechstägiges schriftliches Examen bestehen, das in etwa vierzig Orten des Landes von Universitätsbeamten abgehalten wird. Wer von anderen Universitäten kommt, wird nach dem Stufenwert des betreffenden Instituts genau klassifiziert ... Der Grundtypus ist der, daß jede Vorlesung am Ende des Jahres ein dreistündiges schriftliches Examen verlangt, und nur wer das Examen besteht, hat ein Recht, die betreffende Vorlesung angerechnet zu erhalten. Wer in den vier oder drei College-Jahren achtzehn solche Vorlesungen absolviert, erhält den Grad des Bachelor ..."

In kleinern Dingen geht es ähnlich. In den Vereinigten Staaten schmücken sich die Universitäten und selbst die kleinsten Colleges mit den alten lateinischen Formeln in ihren Diplomen usw. Bei uns herrscht in den Kreisen, die so gern sich auf Amerika berufen oder doch den Geist Amerikas mit seiner Demokratie und seinem Realismus atmen, ein wahrer Fanatismus gegen derartige ehrwürdige Überbleibsel, und man wird nicht ruhen, bis das letzte bißchen Latein in dem Formenwesen unserer Universitäten vernichtet ist. Amerika wird es bewahren.

Bei uns ist man eben radikaler als irgendwo in der Welt. Man zieht immer die letzten Folgerungen aus einem neuen Gedanken.

Eine Beobachtung innerhalb unseres eigenen deutschen oder europäischen Lebens mag hier noch Platz finden. Die demokratische Strömung ist eine gewaltige Macht; sie schreitet vorwärts und ist nicht mehr aufzuhalten; sie unterwirft ihren Lieblingsvorstellungen

Könige von Gottes Gnaden, die anderseits ihre Bändiger sein wollen. Aber auch sie selber bewegt sich in manchen Widersprüchen. Der Radikalismus des selbstgemachten Mannes ist gar nicht in der Weise ihr Ideal, wie sie behauptet. Sie wird irre an der Fülle der selbst gemachten Größen, die es zu sein behaupten, aber nicht sind. Sie sucht nach objektiven Kriterien, nach äußeren amtlichen Merkmalen, nach Stempeln, die der Staat den einzelnen aufdrückt. Daher ist der äußere Wert der Titel und Würden, und gerade derer, welche an die Universitäten sich hängen, in der neuesten Zeit immer mehr gestiegen, so gering bisweilen der innere Wert sein mag. Das beweist nicht allein der Abglanz in jenem Professortitel, der allmählich bei dem maßlosen Zudrange der darum Bittenden jedem verliehen werden wird, der sich ein Buch hat zu schulden kommen lassen: umgekehrt vielmehr, trotz dieser Vulgarisierung gilt der Titel des Universitätsprofessors und Universitätsdozenten immer mehr; aber in den klassischen Sitzen der heutigen Demokratie am meisten. In den Millionenstädten werden die Universitätslehrer am höchsten gewertet, nicht gerade deshalb, weil es lauter Primadonnen sind, sondern weil sie sich so viel greller abheben von der ungeheuren Zahl der durch die Wissenschaft nicht amtlich gestempelten, der anonymen Masse der Demokratie.

Dieses und jenes diene zur Lehre.

VII.

Mit der Hindeutung auf die Lücken in den Fächern der philologisch-historischen Hälfte der Fakultät verbindet Klein den Hinweis auf die praktischen Schwierigkeiten, die bei dem Begehren nach Vermehrung der Professuren und der Unterrichtsmittel entstehen, wie diese sich nur durch zähe Verfolgung des einmal gefaßten Planes erreichen lasse. Es liegt nahe, dabei an die Erfolge zu denken, welche in der Gewinnung von Finanzmitteln aus den Händen der großen Industrie für die technologischen Erweiterungen der Universität Göttingen erzielt worden sind, als Anhängsel der mathematisch-naturwissenschaftlichen Hälfte der philosophischen Fakultät. Die Empfehlung eines analogen Vorgehens für die Zwecke der „Welthandelswirtschaft" und der russischen oder ostasiatischen Sprachen deutet — auch abgesehen von der Anschauung, aus der die Entdeckung dieser Lücken entstanden ist — auf einen anderen und zwar sehr empfindlichen Punkt ethischer Art, der einem Mathematiker und einem für die Entwickelung der Technik lebhaft wirksamen Manne wohl nicht zum Bewußtsein kommt. Wenn die großen Industriellen für

Förderung der Technik Finanzmittel darbringen, so tun sie das und dürfen es tun für ihr eigenes Interesse. Wenn die große Industrie und der große Handel derartige Opfer bringen im Interesse des Welthandels für irgend welche Lehrstühle und Einrichtungen im Gebiete der Staatswissenschaften, so wird es ihnen nahe liegen (nach Erfahrungen, die wir an ihnen gemacht haben, auch da, wo sie nichts geopfert hatten), unsere Universitätsverwaltung noch mehr mit denjenigen Zumutungen zu bedrängen, die aus den Lehrern unserer Wissenschaft an den preußischen Universitäten eine Anwaltschaft für die Starken in der Gesellschaft (also für das Gegenteil der Traditionen des preußischen Königtums) machen. Es ist besser, wenn man sich um diese Opfer nicht bemüht. Auch haben unsere Staatsfinanzen immer noch ausgereicht für große neue Bedürfnisse der Universitäten — in unseren Fächern sind sie ohnehin gering. Wir begnügen uns, wenn wir Räume für unsere Seminarien brauchen, mit den unbrauchbar gewordenen Instituten der Medizin: wo die Töchter des Volkes nicht mehr entbunden werden dürfen, weil sie sonst Schaden an ihrer Gesundheit nehmen, da sitzen die Mitglieder unseres staatswissenschaftlichen Seminars, unseres Versicherungsseminars, unseres historischen Seminars; da bewundern unsere Damen die Schätze der kunsthistorischen Sammlung und die Ausstellungen des Kunstvereins dazu. Es geht auch so. Was aber der Staat, der preußische Staat, leisten kann und leisten muß, vorzugsweise für naturwissenschaftliche und medizinische Institute, das ist niemals so schlagend bewiesen worden wie in den elf Jahren von Miquels Finanzverwaltung, die wegen ihrer Sparsamkeit berühmt oder berüchtigt war und doch für jene Zwecke größere Opfer gebracht hat als die Finanzverwaltung des gleichen Zeitraums, der ihr vorausging. Wir mit unserem Fache wollen aber lieber arm und bescheiden leben und die Ruhe unseres ungestörten wissenschaftlichen Lebens genießen, als in einem stattlichen Hause wohnen, wo uns der Friede gestört wird durch die das Wesen unserer Wissenschaft untergrabenden Anfeindungen einer Ära Stumm, deren Tendenzen darauf gerichtet sind, die Universitäten in ein Abbild des Parteihaders der Parlamente zu verwandeln und unsere Lehrstühle am reichlichsten in denjenigen Richtungen auszustatten, die den jeweiligen Majoritäten (Agrariern, Industriellen, Bankiers, Mittelstandsleuten, künftig vielleicht Sozialdemokraten) wünschenswert erscheinen. Wir altgläubigen Universitätslehrer sind immer noch der Meinung, die ein hoher Pariser Gerichtshof einst aussprach: „Le Tribunal rend des arrêts, pas des services.“

Und ein fernerer Punkt.

Das festliche Wohlwollen, mit dem Klein die neueste Entwickelung der technischen Hochschulen willkommen heißt, ist durchaus nicht das letzte Wort über die Angelegenheit. Wenn etwa die Handelshochschulen und ähnliche neue Gründungen von unseren Universitäten nichts weiter verlangen als etliche unserer jungen Doktoren und Privatdozenten, — mit den technischen Hochschulen steht es doch anders. Sie sind viel zu groß geworden in jedem Sinne, um eine Einordnung als neue Fakultät der Universitäten zu wünschen oder zu verlangen. Die Universitäten ihrerseits empfinden darüber ebenso. Man denke den Fall auf die Berlin-Charlottenburger Verhältnisse angewendet! Indessen gerade darum liegt die Zukunft voller Probleme, — Fragen der Grenzziehung zwischen beiden Arten von Hochschulen. Die Bestrebungen Kleins in dieser Hinsicht scheinen mir nicht zu einer Lösung der Probleme beizutragen. Sie sind vielmehr geeignet, sie zu verschärfen durch die Frage: Sollen auch die Universitäten technische Hochschulen oder gar technische Hochschulen höherer Ordnung sein? Sie sind es, welche teils implicite teils explicite den technischen Hochschulen die Frage nahelegen: Sollen wir technische Hochschulen zweiter Klasse sein? und warum? Und wenn diese Frage durch irgend etwas Sachlicheres begründet ist als durch die Besorgnis der jüngeren Rivalen, daß sie nicht gleiche Anerkennung in der Welt genießen zufolge dem üblichen Vorurteil für das Alte, wenn sie begründet ist durch wirkliche Lücken in ihrem heutigen Zustande, so werden sie nicht ruhen, bis dieser Zustand geändert und die logische Konsequenz gezogen ist in ihrem Verhältnisse zu den Universitäten. Daß sie in unseren Tagen einige Macht besitzen, zu dem zu gelangen, was sie für ihr Recht halten, das haben sie bewiesen. Einige zufällige persönliche Einflüsse, über die sie gebieten, sind nicht das Wesentliche dabei. Die Anschauung unseres Faches hat uns längst gelehrt, in solchen „zufälligen" persönlichen Einflüssen nur den Ausdruck ernsterer historischer Vorgänge zu sehen. Jeder Schritt auf dem Wege technologischer Erweiterung der Universitäten treibt nach meiner Empfindung dem Punkte näher, wo eine gründlichere Auseinandersetzung erfolgen muß zwischen technischen Hochschulen und Universitäten.

VIII.

In der Rede ist manches unerwähnt geblieben, was zwar nicht erheblich ist (wie die meisten Argumente, die gegen die Tren-

nung der Fakultät angeführt werden), aber doch oft gesagt worden ist, wohl deshalb unerwähnt geblieben, weil es für die Feierlichkeit der Stunde gar zu wenig paßte, zum Teil, weil es sich für die Öffentlichkeit überhaupt nicht eignete (so der Einfluß der Trennung auf die getrennten Hälften nach der Erfahrung von Straßburg, Heidelberg, Tübingen, Zürich usw.). Auch hier mag aus diesem Grunde darüber hinweggegangen werden. Nur etwa das Argument von der Bedeutung des „Unparteiischen" in den Berufungskommissionen der philosophischen Fakultät mag erwähnt werden. Man nennt ihn wohl — halb scherzhaft, halb ernsthaft — den Unverständigen. In der Tat wählt man ihn als einen von dem in Frage stehenden Fache möglichst weit Entfernten. Als gesitteter Mann schweigt er, weil er nichts von der Sache versteht. Man könnte ihn daher den Schweigsamen nennen, wenn er sich in den Schranken seines normalen Verhaltens bewegt, und man wählt mit Vorliebe denjenigen, bei dem man das meist begründete Vertrauen zur Schweigsamkeit hegt. Da soll es denn einmal vor vielen Jahren vorgekommen sein (hier haben wir wieder die naturwissenschaftliche Methode), daß ein solcher Schweigsamer geredet hat und nützlich geredet hat. Gewöhnlich — und so in diesem Falle — ist es bei solchen Anrufungen nötig, die Tatsachen näher zu untersuchen, wenn nur nicht die Wohltat der langen Zeit einen mythischen Schleier um die Wahrheit des Falles gelegt hätte. Ist er wirklich richtig überliefert, so beweist dieser eine Fall unter Hunderten mit nichten, daß das Gedeihen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät durch diese Art von Mitwirkung eines unverständigen Philologen usw. bedingt ist. Aber man sieht, es gibt sich in solchen Argumenten immer wieder eine Empfindung der Hülfsbedürftigkeit kund, die ich — wenn ich zu jener Hälfte der Fakultät gehörte — stolz von mir weisen würde. Mathematik und Naturwissenschaften sind heute wahrlich zu einer so ansehnlichen Größe und Macht angewachsen, daß es mir unbegreiflich scheint, wie diese Macht irgendwo sich nicht getrauen sollte, als eigene Fakultät aufzutreten und den Reichtum ihrer Entwickelung dadurch zu vermehren. Als im Jahre 1890 die mathematisch-naturwissenschaftliche Hälfte der Heidelberger Fakultät den Antrag auf Trennung stellte, willigte die philologisch-historische Hälfte bereitwillig ein. Es ist mir nichts bekannt geworden von irgendwelchen Wünschen, diesen Zustand dort zu ändern, oder Ähnliches aus Straßburg, Tübingen usw. Man lebt in erwünschtem Frieden, wie man längst in Frieden lebt mit den Theo-

logen, Juristen, Medizinern. Der Friede ist um so größer, weil es so wenig amtlich-geschäftliche Anlässe gibt, ihn zu stören; weil man, durch derartige Reibungen nicht gehemmt, dem Zuge der menschlichen und kollegialischen Neigung folgt, die doppelt schön ist, wenn sie auf dem Boden wissenschaftlicher Gemeinschaft wächst, aber einer Gemeinschaft, die nicht erzwungen ist, sondern dem freien Triebe der Individualitäten entspringt. Niemals auch wird man (wenn dies überhaupt bezweifelt werden kann) so freudigen Herzens alle die Triumphe begleiten, welche diese neue Fakultät feiern wird, als wenn sie für sich besteht; und die Triumphe werden, wie ich überzeugt bin, dann noch größer sein als heute.

Was in Göttingen geschehen ist und weiter geschehen wird, ist keine partikulare Angelegenheit der Göttinger philosophischen Fakultät. Der Ruf „divorçons“, den wir uns (Klein und ich) seit einer Reihe von Jahren in Scherz und Ernst entgegengerufen haben, wird — wenn nicht alles täuscht — in den anderen philosophischen Fakultäten gleichfalls erschallen, sofern er nicht schon erschallt ist. Das folgt aus dem Wesen der Sache; das folgt aus der Art der Anschauung, welche den Dingen auf den Grund sieht und sich nicht einbildet, nach der Weise eines oberflächlichen Rationalismus, wenn dieses oder jenes anders sein würde, wenn dieser oder jener Mann nicht wäre, dann wäre alles wieder gut. Für das Gegenteil haben wir bei uns lange und ausgiebige Erfahrungen gemacht. Die Personen haben zum erheblichen Teile gewechselt. Gerade diejenigen, welche von jenem Rationalismus für die Anstifter der Trennung gehalten worden sind, sie sind einer nach dem andern gegangen. Ihre Nachfolger sind nur noch entschiedenere Vertreter derselben Ansichten geworden. Es sind nicht die Personen, es ist die Sache. Die Sache verlangt die Trennung, weil es zwei getrennte Welten der Wissenschaft und ihrer Lehre sind, deren gezwungenes Zusammenhalten immer unerfreulichere Reibungen erzeugt, ja teilweise das Leben der Fakultät zum Stillstande gebracht hat.

Göttingen, Ende November 1904.

3 0112 061413073

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.